

RENATE FEYL | Idylle mit Professor

## *Renate Feyl im Gespräch*

*Sie schreiben über bedeutende Frauen der deutschen Geistesgeschichte. Was reizt Sie daran?*

Über Frau und Schönheit, über Frau und Mütterlichkeit ist zu allen Zeiten viel geschrieben worden. Das Thema Frau und Kopf dagegen galt immer als Provokation, weil die Geschlechterrollen über Jahrhunderte feststanden: Der Mann handelt, die Frau liebt. Er ist der Kopf, sie das Herz. Darum reizte es mich, über Frauen zu schreiben, die dieses Schema durchbrochen haben, die auf den Mut zum Eigenen nicht verzichten wollten. Bei all den Frauen meiner Romane habe ich so viel Gegenwärtiges gefunden, daß es eigentlich auch Zeitgenossinnen sein könnten, denn zu allem, was sie erlebt haben – etwa auf die gelehrte Gehilfin reduziert zu werden – könnte man sagen: Unter dem Mond nichts Neues.

*Wie sehen Sie das Verhältnis von Fakt und Fiktion in Ihren Romanen?*

Im Unterschied zu einer wissenschaftlichen Biographie, wo das ganze Leben möglichst lückenlos zu belegen ist und auch noch die Werke gewertet werden müssen, geht es mir darum, ein eigenes Bild zu entwerfen, das diese Frauen wieder lebendig werden läßt. Zwar sind die Fakten durch den äußeren Verlauf des Lebens vorgegeben, aber ich kann andere Prioritäten setzen, kann auswählen, was mich an ihnen interessiert, und das ist genau das, was nicht Geschichte ist. Zum Beispiel der Versuch der Gottschedin, neben einem berühmten Ehemann die eigene Unabhängigkeit zu behaupten.

## *Über die Autorin*

Renate Feyl, geboren 1944 in Prag, aufgewachsen in Jena, studierte nach einer Buchhändlerlehre Philosophie in Berlin und lebt dort heute als freie Schriftstellerin. Im Diana Verlag erschienen neben *Idylle mit Professor* auch ihre historischen Frauenromane *Die profanen Stunden des Glücks* (über Sophie von La Roche) und *Das sanfte Joch der Vortrefflichkeit* (über Caroline von Wolzogen).

RENATE FEYL

# Idylle mit Professor

Roman

**Diana** Verlag



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchneuausgabe 11/2013  
Copyright © 1995 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln  
Copyright © 1999 sowie dieser Ausgabe © 2013 by Diana Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München,  
unter Verwendung von Fotos von © Francois Pascal Simon Gerard/  
The Bridgeman Art Library/Getty Images  
Satz | C. Schaber Datentechnik, Wels  
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pöbneck  
Printed in Germany  
Alle Rechte vorbehalten  
ISBN 978-3-453-35764-8  
[www.diana-verlag.de](http://www.diana-verlag.de)

Die ideale Frau muß für den Mann das Paradies seiner Augen, die Göttin seiner Lust und der Quell seiner Gedanken sein. Ist sie geschickt, führt sie ihn auf Höhen, von denen er selber nichts ahnt. Ist sie klug, geht sie in den geistigen Dingen auf und tritt dennoch immer wieder hinter sie zurück. Im Haus, ihrem ureigensten Reich, soll sie Fleiß und Ordnung walten lassen, soll erhalten und mehren, was der Mann erwirbt und besitzt. Kehrt er abgekämpft heim, will er das andere von ihr – Ruhe, Freude, Anmut, Harmonie. Dies stellt sich nicht in Chaos und Wirrwarr, sondern allein in der Ordnung her.

Weiblich sein bedeutet, den Mann zu faszinieren, ihn mit immer neuen Seiten zu überraschen. Dazu gehören Verstand und wacher Geist. Bildung und Wissen sind für eine Frau unerläßlich. Das heißt nicht, daß sie zu den Tiefen der Erkenntnis vordringen soll. Diese Mühen obliegen ihr nicht, zumal die Natur ihr einen anderen Verstand als dem Manne gegeben hat. Weiblicher Verstand ist anschaulich, sinnlich, aufs Detail gerichtet, geht auf im Einzelnen und erschöpft sich in ihm. Männlicher Verstand zielt auf das Übergeordnete, Allgemeine und Wesentliche, ist für das Abstrakte und Theoretische bestimmt. Im weiblichen Denken muß daher nicht Tiefe, sondern Muße liegen. Ist sie allerdings vom Schicksal ausersehen, an der Seite eines

gelehrten Mannes zu gehen, und gelingt es ihr, seine geschickte Gehilfin zu werden, dann wird dieser Mann ein solches Geschöpf als wahrhaftes Glück empfinden. Arbeitet sie darüber hinaus an ihrer eigenen Vervollkommnung, ein innerlich reicher, erfüllter Mensch und damit ihm ebenbürtig zu werden, so hat er die ideale Frau gefunden.

Victoria erhält diese lehrreiche Unterweisung gleich nach der Hochzeit, als Gottsched mit ihr im Jahre 1735 in der Extrapost von Danzig nach Leipzig fährt. Für sie sind es nicht nur Worte. Es sind Maßstäbe. Frau eines berühmten Mannes zu sein ist ein besonderes Amt. Es bedarf besonderer Verpflichtungen. Würden ihre Eltern noch leben, sie wären zufrieden mit ihr. Nichts hat Dr. Kulmus sehnlicher gewünscht, als daß die Tochter eines Akademikers auch die Frau eines Akademikers wird, damit die geistige Tradition der Familie gewahrt bleibt. Er hat ihr immer wieder gesagt: Heirat ist nicht gleich Heirat, und Ehe ist für einen Mann etwas anderes als für eine Frau. Für ihn ist es eine Form, für sie ein Inhalt. Wo er sein Vergnügen sieht, hat sie ihre Existenz.

Ihre Geschwister, ihre Freundinnen beneiden sie. An der Seite dieses berühmten Mannes wird ihr Leben Bedeutung bekommen. Es wird etwas von jenem Licht erhalten, das er in Fülle verbreitet. Was kann sie einem solchen Mann anderes geben als das Versprechen, sich dem Ideal der Vollkommenheit anzunähern?

Der Empfang in Leipzig ist überwältigend.

Victoria und Gottsched stehen am geöffneten Fenster und schauen auf die Straße hinab. Studenten haben sich zu einem Halbrund formiert und bringen

ihnen eine solenne Abendmusik dar. Im Widerschein der Fackeln glänzen die Zeichen der Landsmannschaften. An der langen Stoßklinge und dem gelben Gefäß mit dem großen, runden Stichblatt erkennt Gottsched die Hallenser, an der breiten Klinge die Wittenberger, an dem schwarzen, eisernen Gefäß die Jenenser und an dem kleinen Galanteriedegen die Leipziger. Auch die Fahnen erklärt er. Ein Hausdiener stellt Lichter in das Fenster, damit das Hochzeitspaar von den Jubelnden gesehen wird.

Erregung zeichnet Victorias Gesicht. Nach Singen und Jauchzen ist ihr zumute. Sie möchte laut und übermütig, grob und zärtlich sein, etwas Ungehöriges tun, mit ihm tanzen, ihn jagen und fangen, möchte den Lauf der Welt unterbrechen, aus Zeit und Raum schweben, sich fallen lassen oder hinunter auf die Straße springen und tot sein. Es würde ihm zeigen, daß sich ihr Leben in diesem Augenblick erfüllt hat.

Immer mehr Nachbarn schauen aus den Fenstern und erscheinen vor den Haustüren. Neugierige eilen herbei. Berittene verweilen am Straßenrand. Eine Menschenansammlung entsteht. Jubelrufe werden laut. Leipzigs Musenpaar soll leben, dreimal hochleben. Verwirrt nimmt Victoria die öffentliche Beachtung wahr, die mit einemmal auch ihrer Person gilt.

Jüngst erst mit widrigen Lebensumständen in Danzig gerungen, den Tod des Vaters, dann den Tod der Mutter erlebt, der Belagerung und Beschießung der Stadt während des Kampfes um den polnischen Königsthron gerade noch heil entkommen und jetzt die Frau eines gefeierten Mannes – sie kann es noch gar nicht fassen. Sie hat zwar seit dem vierzehnten Lebensjahr mit dem Magister korrespondiert, hat ihm

ihre Gedichte geschickt und im Beisein ihrer Eltern auch zweimal seinen Besuch empfangen, aber hat doch nie gedacht, daß ausgerechnet sie es sein wird, die er für würdig hält, mit ihm den Bund der Ehe zu schließen.

Wäre sie eine schöne Frau, sähe alles ganz anders aus. Aber wer ist sie denn schon? Genau besehen hat sie nichts, worauf sie besonders stolz sein könnte. Sie ist zwar aus gutem, aber nicht aus begütertem Hause. Sie hat kein Vermögen und keine reichen Verwandten. Auf eine Erbschaft darf sie nicht hoffen. Sie ist auch nicht berühmt wie eine Dacier oder eine Châtelet, geschweige denn, daß sie es verstünde, sich mit einem gewissen Nimbus zu umgeben. Sie hat nichts, was sie vor anderen besonders auszeichnen könnte: nicht das Liebliche einer Venus, nicht die Weisheit einer Minerva, nicht das Ansehen einer Vesta, nichts hat sie, gar nichts außer vielleicht einer Zukunft. Sie kann ihrem Gottsched im Augenblick nichts anderes geben als die Hoffnung, einmal so zu werden, wie er sich seine Frau wünscht.

Victoria schmiegt sich an ihn. Er flüstert ihr zu, daß sie an seiner Seite eines Tages die größte Muse an der Pleiße sein wird, und sie ist dankbar, etwas von ihm zu vernehmen, das in diesem Moment ihr allein gilt. Seine Stimme, diese tiefe, in sich ruhende Stimme, die ihr der Inbegriff alles Männlichen ist, schafft Intimität, wo immer er sich aufhält. In dem vollen Klang liegt etwas unvergleichlich Überlegenes, Großes und Kraftvolles, etwas so Bestimmendes und Zwingendes, dem sie sich fraglos fügt. Sie fühlt es bis in die Fingerspitzen: Die erotische Faszination dieses Mannes geht von seiner Stimme aus.



Sie findet es wunderbar, daß er keine Spur von Aufregung zeigt. Wissend um seine Würde, steht er gelassen am Fenster, blickt auf die Straße hinab und nimmt die Jubelrufe so selbstverständlich entgegen, wie es nur demjenigen gelingt, dem eine solche Begrüßung gebührt. Seine Haltung beeindruckt sie: die Hände auf dem Fenstersims, die Schultern zurückgenommen, das Kinn vorgestreckt, damit Entschlossenheit und Tatkraft deutlich zum Ausdruck kommen. Den Kopf leicht in den Nacken gewinkelt, schweift sein Blick an allem Irdischen, Gegenständlichen vorbei direkt in die Ferne, als zöge in diesem Augenblick das Morgenrot der Erleuchtung herauf, für die anderen unsichtbar, aber für ihn schon so nahe. Sein Lächeln schwebt über die Köpfe dahin, erheischt Respekt und kommt zu ihm zurück. Nur ein Mann, der sich seines Wertes sicher ist, vermag sich selbst so zuzulächeln. Victoria ist stolz auf ihn und insgeheim natürlich stolz auf sich. Ein Gemahl wie Gottsched wird mehr als jeder andere Verständnis für ihre eigenen Absichten aufbringen: Sie will schreiben. Was sie bereits als Unverheiratete in Danzig getan hat, möchte sie in ihrer Ehe fortsetzen und über die bisher im Druck erschienenen Gedichte hinausgehen. Sie will sich in Übersetzungen versuchen. Vielleicht werden ihr sogar eigene Lustspiele gelingen. Nie ist ihr die Zukunft in einem schöneren Lichte erschienen. Luftsprünge möchte sie machen, wenn es die Würde des Augenblicks zuließe.

Gottsched stellt sich hin und wieder auf die Fußspitzen, als wolle er eine Rede beginnen. Bürger von Rom! Victoria ist überzeugt, daß er selbst einen Cicero an Eloquenz noch übertreffen würde. Aufgeregt erwidert sie seinen Händedruck. So, wie er neben ihr steht,

machtbewußt und voll erhabenen Ernstes, bestätigt es sich ihr aufs neue: Er ist nicht irgendein Professor, so ein emsiger, aufs Sammeln, Sichten und Ordnen erpichter Buchgelehrter. Er gehört zu jenen, deren Titel nur die erste akademische Weihe auf dem Weg zu einem großen Ziel ist – Erzieher der Nation zu werden.

Bange überkommt sie auf einmal, ob sie ihm überhaupt eine ebenbürtige Gefährtin sein kann. Geistig ist sie doch – gemessen an ihm – ein unbeschriebenes Blatt. Daß sie die Höhe seiner Gedanken jemals erreichen wird, erscheint ihr jetzt fraglicher denn je. Sie weiß nicht einmal, ob sie seinem Forschergeist, diesem unerbittlichen Arbeitseifer zu folgen vermag. Sie weiß nur: Außergewöhnliche Menschen bedürfen außergewöhnlichen Verständnisses. Die Liebe wird den Rest tun. Sie ist der Zauberspiegel, der alles in doppelter Größe wiedergibt.

Victoria meint, er müsse fühlen, was sie im Augenblick empfindet – nicht schlechthin einem Glück, einer Seligkeit geht sie entgegen. Sie lehnt sich an seine Schulter und träumt sich über die Klänge hinaus in den Abend. Eine milde Mailuft trägt den Duft nahe gelegener Gärten heran. Sie atmet tief ein. Alles in ihr schlägt höher – das Herz, die Gefühle, ja selbst die Erwartungen scheinen sich zu vervielfachen.

Der Zeitpunkt der Heirat hätte für Gottsched nicht günstiger sein können. Victoria ist zweiundzwanzig Jahre, gesund und tatfroh, er zählt gerade fünfunddreißig und hat seit kurzem eine ansehnliche Bestallung als Professor ordinarius der Logik und Metaphysik mit allen ihm in dieser Eigenschaft zustehenden Prärogativen, Emolumenten und Freiheiten: privaten

Kollegiengeldern, Freitisch, fünf Klaftern Brennholz, Universitätsimmunität und Neujahrssalär. Überdies hat ihm sein Verleger Breitkopf eine schöne Wohnung in seinem Hause im ›Goldenen Bären‹ am Alten Neumarkt überlassen, wo sich die Buchhandlung, die Buchdruckerei und die Schriftgießerei befinden. Für die Korrektordienste, die er dem Verleger leistet, wird Gottsched ein Leben lang ohne Mietzins die erste Etage bewohnen dürfen. Von hier aus sind es nur ein paar Schritte zur Universität, zur Paulinerkirche und zur Bibliothek, so daß er die Stätten seines Wirkens jederzeit rasch zu erreichen vermag. Auch über mangelnden Vorlesungsbesuch kann er nicht klagen. Studenten aller Fakultäten drängen in seine Kollegien, sind angetan von der Reform der Sprache, Literatur und Bühne, die er über Sachsens Grenzen hinaus verfolgt, und verehren ihn als den Caesar der Poesie. Selbst unter den Kollegen steht Gottscheds Ansehen in vollstem Flor. In den ersten Häusern der Stadt ist er ein gern gesehener Gast. Kommen vornehme Fremde, wird er mit zur Tafel gebeten, denn wo er erscheint, erhält der Abend Glanz.

Als er vor elf Jahren aus seiner Vaterstadt Königsberg floh, hatte er keine Ahnung, daß sich sein Leben einmal derart fügen würde. Damals waren ihm die Soldatenwerber des preußischen Königs auf den Fersen, die noch immer in allen Landen nach Männern Ausschau halten, die von außergewöhnlicher Körpergröße sind. Er war rechtzeitig gewarnt worden vor diesen Auflaurern und Menschenfischern, die er bis heute tief verabscheut. Durch List und Gewalt, mit Branntwein und Versprechungen reißen sie ruhige Landesöhne aus dem Schoße ihrer Familien und schleppen

sie nach Potsdam, um die sonderbare Leidenschaft eines Königs zu stillen, der behauptet, Gott habe ihm alle Menschen von ungewöhnlicher Größe vermacht. Gewiß, als Leibgrenadier hätte Gottsched kein schlechtes Leben geführt, denn es ist kein Geheimnis, daß der König seine Riesen mit Grundstücken beschenkt, ihnen Kanonikate und Pfründe erteilt, Häuser und Wirtschaften baut, ihnen den Wein- und Bierausschank erlaubt oder Geld vorschießt, damit sie sich Kaufläden anlegen können, mitunter auch wohlhabende, gutgewachsene Mädchen zwingt, ihnen die Hand zu reichen. Aber um keinen noch so verlockenden Preis der Welt wollte Gottsched die preußische Muskete tragen. Ob er nun der Leibgarde oder einem anderen Regiment des Königs zugeteilt worden wäre – Armee blieb Armee, und der Militärdienst war für ihn, den Studenten der Theologie mit Neigung für Philosophie und Poetik, eine Form des Gehorsams, der nur für jene taugt, denen Gott einen schläfrigen Geist gegeben hat. So floh der Pastorensohn mit seinem Bruder im tiefsten Winter über Polen, Schlesien und die Lausitz zu Fuß, zu Pferd, auf Hühnerwagen, mit einfacher und schneller Post und erreichte nahezu mittellos, doch mit mehreren Empfehlungsschreiben, die Tore von Leipzig.

Auch wenn ihm nicht die Soldatenwerber auf den Fersen gewesen wären, hätte er über kurz oder lang in seinem preußischen Vaterland für sich keine Zukunft gesehen. Denn längst war es auch bis nach Königsberg an das Collegium Albertinum gedrungen, daß Friedrich Wilhelm einen Ekel hatte vor allem, was gelehrte Kenntnis hieß, und daß er wünschte, niemand in seinen königlichen Landen solle mehr lernen, als was

dazu nötig sei, um ein abgehärteter Soldat, ein arbeit-samer Bürger, ein sparsamer Wirt und ein ehrlicher Christ zu sein. Wo der oberste Landesherr höchst eigenhändig Gelehrte mit Namen wie Tintenkleckser, Narren, Grübler und Schmierer versah, fürchtete Gott-sched um eine gedeihliche Atmosphäre für die Wissen-schaft. Seine Zweifel wurden bestärkt, als ihn die Nachricht traf, daß Christian Wolff, den er wie keinen anderen Philosophen schätzte, die Stadt Halle und die preußischen Lande bei Strafe des Stranges binnen acht-undvierzig Stunden zu verlassen hatte. Über Nacht mit ein paar Bücherkisten und einer hochschwangeren Frau fliehen zu müssen, nur weil es einen aufrecht gesinnten Mann danach verlangt, Ordnung, Licht und Gründlichkeit in das philosophische Denken zu bringen – das gab Gottsched den letzten Anstoß zum Aufbruch. In einem Land, wo die Suche nach Wahrheit mit Ausweisung bestraft wird, sah er für sich kein Zuhause. Und nicht ohne Absicht hatte er sich Leipzig als Ziel gewählt.

Diese Stadt, Sachsens Zierde und fremder Länder Bewunderung, gilt ihm noch immer als ein Mittel-punkt Deutschlands, der – umgeben von lauter Stut-zerwinkeln – Größe und Weltläufigkeit offenbart. Neu-jahr, Ostern und Michaelis werden hier die Messen eingeläutet und sorgen mehrmals im Jahr für ein buntes Treiben, wie es den Griechen bei ihren Olym-piaden nur alle vier Jahre vergönnt war. Vor allem aber kommen zu den Ostermessen Hunderte von ausländi-schen Buchhändlern, weil in Leipzig wie in keiner anderen Stadt Verlage, Kupferdruckereien und Zeit-schriftenredaktionen eine Hochburg der Musen bilden, die Schriftstellern, Buchgelehrten, Verlegern, Antiqua-

ren, Bibliothekaren, Forschern und Federfertigen aller Art eine gastliche Herberge bietet. Beweglicher Geist und merkantiler sächsischer Sinn haben die Stadt zu einem Umschlagplatz für Ideen gemacht und eine Atmosphäre geschaffen, die Lust weckt, dabeizusein und mitzuhalten. Hier lebt man mit den literarischen Ereignissen in vertrauter Gesellschaft, von hier gehen Impulse und Tendenzen aus, hier schlägt alles zu Buche, hier laufen die Fäden zusammen, werden die Kontakte geknüpft und die Sensationen angebahnt. Leipzig ist eine Garküche des Ruhmes. Außerdem besitzt die sächsische Metropole eine so ehrwürdige wie aufstrebende Universität, an der Fleming, Günther und Leibniz studiert und Thomasius gelehrt haben. Eine idealere Stadt kann es für Gottscheds Pläne nicht geben. Ob es eine höhere Fügung, ein gütiges Schicksal oder bloß ein guter Instinkt war – er dankt dem Himmel, den preußischen Landen entsagt zu haben.

Nach dem erhebenden Empfang weiht Gottsched Victoria ohne Säumen in die Mysterien des Alltags ein. Er stellt ihr das Personal vor – die Köchin, die gute Seele; die Dienstmagd, das brave Ding – und führt sie durch die Wohnung. Obgleich die Zimmer eher sparsam eingerichtet sind und die Möbel sich nicht gerade kostbar ausnehmen, mutet sie dennoch hier alles groß und repräsentativ an. Auf den ersten Blick erkennt sie, daß noch vieles für sie zu tun ist und ihr genügend Möglichkeiten bleiben, ihren Geschmack in Vorhängen, Bildern und anderen Neuerungen sichtbar zu machen.

Doch dann, als sie sein Arbeitszimmer betreten, verschlägt es ihr schier die Sprache. Wo sie hinschaut – hohe Bücherschränke, üppig gefüllt mit Geist. In

der Mitte ein Schreibtisch, groß und unverrückbar, als müsse er das ganze Universum tragen. Auf der Schreibtischplatte Stapel von Manuskripten, Konspekten, Entwürfen, Druckbögen und Büchern, dazwischen ein Chronometer, dessen dumpfer, gleichmäßiger Schlag unbarmherzig zur Arbeit mahnt. Hinter dem Schreibtisch ein hochlehniger Sessel, würdig eines Olympiers; zur Rechten der Erdglobus, zur Linken der Himmelsglobus und in Reichweite ein Schrank mit Münzen und Mineralien. Besonders beeindruckt ist sie von dem astronomischen Fernrohr. Es steht wie ein Wegweiser zum Himmel vor dem Fenster und gibt dem Raum eine erkenntnisschwere Atmosphäre. Noch nie hat Victoria ein solches Kabinett der Weltweisheit gesehen. Nicht bei ihrem Vater, der Leibarzt des polnischen Königs war und selbst gelehrte Abhandlungen schrieb, und nicht bei ihrem Onkel, diesem Meister der Prosodie, der sie in der Behandlung und Messung der Sprache im Vers unterwies. Noch nie hat das Reich der anmutigen Gelehrsamkeit für sie derart Gestalt angenommen.

Mit Bestimmtheit betont Gottsched, daß in diesem Zimmer nichts verändert werden darf. In den anderen Räumen der Wohnung mögen beliebige Neuerungen getroffen werden. Nicht das geringste hat er dagegen einzuwenden, im Gegenteil. Nur in seinem Zimmer muß alles so bleiben, wie es ist. Hier soll nicht Staub gewischt oder vermeintlich Ordnung geschaffen werden. Hier wünscht er keine Störung, und unaufgefordert hat niemand in diesem Raum etwas zu suchen. Die geringste Ablenkung würde ihn verstimmen, so wie ihn bereits eine Lücke in seinen Bücherschränken, die er sich nicht zu erklären vermag, überaus nervös macht.

Victoria kann ihn verstehen. Mit allem hier, mit jedem Gegenstand, ist er auf besondere Weise verbunden. Hier haben die Dinge einen Sinn, den ein anderer nicht sieht. Ihr braucht er wahrlich nicht zu sagen, daß jeder fremde Handgriff in diesem Zimmer wie ein Eingriff, wenn nicht wie eine Bevormundung anmuten muß, die einem selbständigen Geist zutiefst zuwider ist. Sie weiß ja von ihren eigenen bescheidenen Arbeiten, wie schnell bei der geringsten Ablenkung der Gang der Gedanken gestört wird und wie mühsam die Zwiesprache mit den Ideen und Vorstellungen wieder aufgenommen ist. Selbstverständlich wird sie dieses Zimmer nur betreten, wenn er sie dazu auffordert. Als Gottsched die Tür des geheiligten Tempels hinter sich schließt, ist ihr, als habe sie einen Blick in sein Wesen getan.

Mit der Geste eines hochherzigen Gönners übergibt er ihr den nächsten Raum. Ihr ureigenstes Reich wird das Toilettenzimmer sein. Es ist nicht groß, aber für ihre Zwecke wie geschaffen. Hier, wo die Frau des Hauses sich aufhält, liegt für ihn das eigentliche Zentrum einer Wohnung. Hierher zieht es die vertrauteren Freunde der Familie, für die nicht immer gleich der Salon hergerichtet werden muß, und hier wird auch er seine Stunden mit ihr verbringen: Tee oder manchmal auch ein Täßchen Kaffee trinken, ihr vorlesen, ihr zuhören oder zusehen bei der Arbeit und das geistige Tête-à-tête pflegen.

Besonders beeindruckt ist sie von einem Lesepult, das verloren in einem Erker steht und den Anschein erweckt, als warte es auf einen Benutzer. Victoria öffnet das Fenster, schaut in eine üppig ausladende Kastanie, auf deren Zweigen weiße Blütenkerzen wie



lustige kleine Zuckerhüte stehen und sanft vom Wind bewegt werden. Einen Augenblick lauscht sie in das Rauschen der Blätter hinaus, dann fällt sie ihm um den Hals. Die Wohnung ist nach ihrem Geschmack. Gottsched freut sich. Er zweifelt keinen Augenblick daran, daß sie alles noch behaglicher herrichten wird, und will ihrem Geschick und ihrer Umsicht völlig freie Hand lassen.

Zur Bestätigung seiner Worte entnimmt er der Schublade des Lesepults ein Buch und überreicht es ihr mit einer so feierlichen Miene, als wolle er damit sein Schicksal in ihre Hände legen. Er hat es eigens für sie binden lassen, dieses Poesiealbum des Alltags. Neugierig blättert sie, schaut auf leere Seiten, die durch einen Mittelstrich in zwei Rubriken eingeteilt sind. Gottsched vertraut ihr das Herzstück aller familiären Ordnung, das Haushaltsbuch, an. Hier soll sie die Einnahmen und Ausgaben genauestens eintragen, damit am Monatsende die Summe der Einkünfte mit der des Verzehrs verglichen und etwaige Schlußfolgerungen für den jeweils kommenden Monat gezogen werden können. Sie wird selbst bald merken, daß das Leben in einer Welt- und Messestadt zu unbedachten Ausgaben verleitet und die Kosten, die der Haushalt und vor allem die Repräsentation erfordern, hoch sind.

Einen Augenblick meint Victoria, das Buch liege wie ein Prüfstein in ihren Händen. Sie verspricht ihm, sich Mühe zu geben und es sorgfältig zu führen. Er vernimmt dies mit Genugtuung, denn er mißt der Beschäftigung mit dem Haushaltsbuch große Bedeutung bei. Schließlich handelt es sich dabei um keine dieser gewöhnlichen Arbeiten wie Staubwischen, Fen-

sterputzen oder Möhenschaben – dafür hat er ihr Personal gegeben –, nein, Höheres, Übergeordnetes liegt in dieser Tätigkeit. Hier zeigt sich schwarz auf weiß, ob eine Frau Geschick und Talent zur Vorausschau hat, ob sie lenkend die Dinge in die Hand zu nehmen vermag und imstande ist, im Kleinen zu mehren, was der Mann im Großen erwirbt.

Überdies offenbart sich für ihn gerade in diesem Buche eine Grundtugend des Lebens, die Sparsamkeit. Sie ist ein Zeichen von beweglichem Intellekt, verlangt Umsicht und geschickten Ausgleich zwischen einem Bedürfnis und seiner Befriedigung. Sparsamkeit ist die Kunst, das Geld so einzuteilen, daß man dennoch auf nichts verzichten muß. Nur die Dummen und Einfältigen verwechseln sie mit Geiz. Gottsched krönt seine Ausführungen mit der Klage des Marcus Tullius Cicero: Oh, ihr unsterblichen Götter! Sie sehen es nicht ein, die Menschen, welch eine große Einnahme die Sparsamkeit ist!

Victoria wartet auf weitere Worte, doch Gottsched küßt seine junge Frau und führt sie noch einmal durch alle Räume der Wohnung. Er ist voller Überschwang, voller Begehrlichkeit und flüstert ihr Zärtlichkeiten ins Ohr. Seine Stimme bekommt wieder diesen tiefen, vollen Klang. Victoria ist glücklich. Sie kann es kaum erwarten, in seinem Sinne tätig zu werden und ihm seine Welt zu verschönern.

Doch vorerst hat sie einer gesellschaftlichen Pflicht zu genügen und sich auf die Antrittsbesuche vorzubereiten. Müßte sie allein diese Visiten bestehen, wäre ihr bang ums Herz. Gottscheds Begleitung jedoch gibt ihr Sicherheit. Wo er erscheint, richtet sich das Interesse

auf ihn, und keiner wagt es, in seiner Gegenwart sie mit neugierigen Fragen zu bedrängen.

Schon während des ersten Besuches bei Professor Ernesti bestätigt es sich: Mehr als die junge Frau Gottscheds beschäftigt den Rektor der Thomasschule die Angelegenheit seines Kantors Bach, der vor längerem schon beim Dresdner Hofe um das Prädikat eines Hofkompositeurs eingekommen war, diesem Gesuch die Stimmen des Kyrie und Gloria der h-Moll-Messe beigefügt hatte und noch immer auf die Antwort des Kurfürsten wartet.

Bei Friedrich Otto Menke wird mit Gottsched über einen neuen Beitrag für die *Acta eruditorum* verhandelt, und im Hause Winkler hält der Professor höchstpersönlich ihr zwar ein humoriges Privatissimum über den Satz, daß in der Vernunft allein alle Regeln unseres Handelns liegen, wendet sich aber dann Gottsched zu und spricht mit ihm über die bewegenderen Fragen der Zeit. Er liest einen Brief vor, den er aus Frankfurt an der Oder erhalten hat und worin beklagt wird, daß noch immer Dozenten, die Vorlesungen über die moralischen und metaphysischen Schriften Wolffs halten, in Preußen mit Kassation und einer fiskalischen Zahlung von hundert Speciesdukaten bedroht werden. Nur der Kurfürstlich Sächsische Hofrat Mascow interessiert sich für Victorias Herkunft und will von ihr, der Danzigerin, wissen, wie das Grab Opitzens in der Oberpfarrkirche zu St. Marien aussieht.

Sobald die Frauen des Hauses hinzukommen und Victoria in ihren Kreis ziehen, nehmen die Gespräche eine Wende. Da wird geklagt über die Unzuverlässigkeit der Dienstboten, über die Verteuerung der Brüsseler Spitzen, über die Untauglichkeit der Wundärzte

und den ungenügend aufgestockten Fiskus für Professorenwitwen. Hier erfährt sie die Adressen von eleganten Tailleuren und guten Porträtstechern, von Häusern, in denen den ganzen Tag Lombart, Piquet, Billard oder Basette gespielt, und von dieser oder jener Gattin, der ein galantes Verhältnis nachgesagt wird. Auch Professorenhaushalte, wo Tod und Krankheit schicksalhaft in das Leben eingegriffen haben, sind ihr bald ein Begriff. In kurzer Zeit kennt sie sich in den höheren akademischen Kreisen Leipzigs aus.

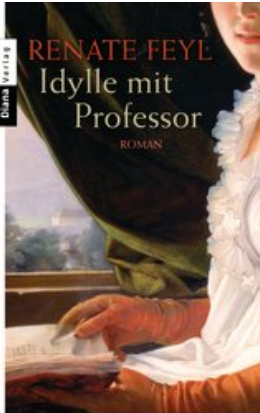
Die Herzlichkeit, mit der Victoria allerorts aufgenommen wird, schreibt Gottsched voller Genugtuung insgeheim sich und seinem Ansehen zu und ist hocherfreut, daß sie an diesem neuen Leben ganz offensichtlich Gefallen findet. Er rät ihr, auch künftighin den Umgang mit den Frauen zu pflegen, denn etliche seien unter ihnen, von denen sie manch nützlichen Ratschlag für die alltäglichen Dinge bekommen könne.

Mit brennender Neugier jedoch sieht Victoria dem Besuch bei Christiane Mariane von Ziegler entgegen. Sie kann es kaum erwarten, die Frau kennenzulernen, von der Gottsched in höchsten Tönen schwärmt. Vor noch nicht allzulanger Zeit hat er sie als Mitglied in die *Deutsche Gesellschaft* aufgenommen und zur Kaiserlichen Poetin krönen lassen. Die Musiker und Literaten, die in ihrem Salon ein und aus gehen, huldigen ihr wie keiner anderen und künden in Gedichten und Liedern von ihrem Ruhm. Bach komponiert gerade auf die Zieglerschen Texte die Kirchenkantaten von *Misericordias Domini* bis *Trinitatis* und dirigiert hin und wieder ihr zuliebe die Gartenmusiken, die sie zum Ergötzen der Leipziger veranstaltet. Wo Victoria hinkommt, mit wem sie auch spricht – Frau von Ziegler ist jedem ein

Begriff. Selbst über ihr Schicksal weiß man sich im Bilde: Mit zwölf Jahren wird ihr Vater, der Leipziger Bürgermeister Romanus, arretiert und als Staatsgefangener auf die Festung Königstein verbracht; mit sechzehn heiratet sie, verwitwet früh, heiratet erneut, den Hauptmann von Ziegler, zieht mit ihm in den Schwedenkrieg, aus Liebe heißt es, aus großer Liebe, doch auch Ziegler stirbt, und bald darauf verliert sie ihre beiden Kinder, sechs und zehn Jahre alt. Victoria kann verstehen, daß eine solche Frau nur noch in der Musik und in der Poesie zu leben vermag.

Sie liest noch einmal in Frau von Zieglers Gedichtband, dem *Versuch in gebundener Schreibart*, liest auch ihre *Briefe in Prosa*, denn nichts wäre ihr peinlicher, als eine Dichterin zu treffen und deren Werke nicht zu kennen. In Gedanken legt sie sich zurecht, was sie darüber sagen wird, denn daß man einer Poetin, die so ernste, erhabene Verse schreibt, nicht mit banalem Gerede die Zeit stehlen darf, gebietet sich für Victoria von selbst. Wünscht die Dichterin allerdings nicht angesprochen zu werden, kann Victoria auch das nur zu gut verstehen.

Als sie dann klopfenden Herzens an der Seite Gottscheds den Salon der Frau von Ziegler betritt und diese in einem leicht wehenden Seidenkleid auf sie zu-eilt und umarmt, als sei sie ihre vertraute Freundin, verschlägt es Victoria die Sprache. Die schöne, extravagante Erscheinung dieser vierzigjährigen Frau verblüfft sie so sehr wie die unkomplizierte, hinreißende Herzlichkeit, mit der sie empfangen wird. Ehe sie recht begreift, wie ihr geschieht, hält sie schon ein Weinglas in der Hand und befindet sich inmitten einer Schar illustrier Gäste. Der hohe Raum mit seiner Deckenorna-



Renate Feyl

**Idylle mit Professor**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35764-8

Diana

Erscheinungstermin: Oktober 2013

Eine Frau im Schatten ihres Mannes: die Geschichte der Victoria Gottsched

An der Seite eines gefeierten Mannes wird ihr Leben Bedeutung bekommen. Victoria geht ehrfürchtig, aber auch voller Erwartungen die Ehe mit Johann Christoph Gottsched ein. 1735 ist der Sprach- und Literaturkritiker auf dem Höhepunkt seines Schaffens. Victoria ist seine gelehrigste Schülerin und fleißigste Gehilfin. Bis sie den Mut aufbringt, ihre Arbeiten unter ihrem eigenen Namen zu veröffentlichen. Bald ist sie berühmter als ihr Mann – und muss doch erkennen, dass sie nie aus seinem Schatten heraustreten wird.